

CHRIST UND WELT

Wir Meinungsdictatoren

EDITORIAL Auch in der katholischen Kirche geht das Pegida-Vokabular um

Christ & Welt hat nur wenige Anzeigen. Umso stärker werden diese wenigen beachtet. Vor einigen Wochen war eine Vereinigung namens „Sanctus“ unter der Überschrift: „Handkommunion ist sakrilegisch“. Das mit dem Sakrileg ist Quatsch, aber Anzeigenkunden dürfen Unsinn behaupten, solange der nicht verfassungswidrig ist. Viele Leser reagierten erbost. Ob das die Meinung der Redaktion sei?, fragten sie. Anzeigen werden offenbar genauer gelesen als mancher Artikel. Mund oder Hand? Das habe ich die Kollegen noch nie gefragt. In meinem Kommunionunterricht – das war

1977 – hatte der Priester erklärt, die geformten Hände bildeten eine Schale. Ein schönes Zeichen, diese Schale, fand ich. Ich habe es beibehalten, auch bei Hochämtern im Kölner Dom, als neben mir lauter junge Männer in Pullovern dem Leib Christi die Zunge entgegenstreckten. Aber kirchenpolitische Streitigkeiten über die „richtige“ Frömmigkeit lassen sich nicht mit dem Unterdrücken von Anzeigen lösen, schrieb ich den erbosten Lesern.

Vor einigen Tagen erreichte uns wieder eine Anzeigenbuchung. Diesmal von „Kirche in Not“. Dieses weltweite Hilfswerk päpstlichen Rechts setzt sich für verfolgte Christen ein. In der Anzeige wird der „Kongress Weltkirche“ in Würzburg angekündigt. Themen sind unter anderem: Aberglaube im aufgeklärten Europa, arabischer Winter und die Islamisierung des Nahen Ostens, Christenverfolgung, katholische Medienarbeit und katholisch-orthodoxe Ökumene, Berufungen und Entwicklungshilfe.

Ein Punkt in der Anzeige ist mehr als eine Frömmigkeits-Geschmacksache: „Gegen den Strom von Meinungsdictatur und Political Correctness“ heißt der. Da geht es um die Verfassung, nicht nur um meine. Ein Blick ins Kongressprogramm zeigt: Gemeint sind nicht Diktaturen im politikwissenschaftlichen Sinne. Gemeint sind demokratische Staaten wie die Bundesrepublik. Wir haben die Anzeige abgelehnt.

Zugegeben: Ich finde es auch lästig, dass nicht immer alle meiner Meinung sind. Aber zum Glück sind andere so frei, „Unsinn!“ zu rufen, wenn ich meine Meinung kundtue. Dieses Land als

Der Mikro-Mann

Von Alexander Brüggemann

Wenn Papst Franziskus am Silvesterabend schlafen geht, dann hört er vielleicht noch einmal Joseph Haydns Sinfonie Nr. 103 Es-Dur – die mit dem Paukenwirbel. Alle Jahresrückblicke waren längst geschrieben und ausgestrahlt, da machte der Vatikan noch mal zwei „Big Points“: erst die erfolgreiche Vermittlung zwischen Kuba und den USA, dann die Philippika des Papstes an die eigene Regierungsmannschaft. Als hätte es Franziskus zuvor an Highlights des Jahres fehlen lassen.

Ein besonderes Instrument des Regierens benutzt der Jesuiten-Papst, das seine Vorgänger, wenn überhaupt, nur äußerst spärlich eingesetzt haben: das Interview. Menschen, die der Papst von früher kennt, haben einen leichteren Zugang zu ihm. Sie können Gespräche mit ihm schriftlich wiedergeben, und zwar freier, als es hierzulande mit einem Fraktionsvize knapp über der Fünfprozenthürde oder gar dem Präsidenten des örtlichen Angelvereins möglich wäre. Der 90-jährige Atheist und Publizist Eugenio Scalfari etwa veröffentlichte gleich zwei „Interviews“ mit Franziskus, von denen er freimütig einräumte, sie später aus dem Gedächtnis aufgeschrieben zu haben. Merkwürdige Aussagen: einige; Autorisierung: keine.

Aus einer solch lockeren Pressepolitik entsteht Verunsicherung – und schlaue Ideen. Die israelische Zeitung „Jediot Achronot“, eigentlich ein ordentlich angesehenes Blatt, nartete die Weltöffentlichkeit, als sie just zum Auftakt der Papstreise in die Türkei ein vermeintlich „exklusives Interview“ mit Franziskus lancierte. Erst Tage später dementierte der Vatikan auf Nachfrage von Journalisten. Das „Interview“



Die Kirche relativiert ganz gern den Wert der Demokratie.

Diktatur zu bezeichnen ist eine Diffamierung. Christsein zeigt sich darin, dankbar zu sein für das Gute, das man hat. Auch das habe ich aus dem Kommunionunterricht mitgenommen. Ich bin dankbar, in einem freien Land zu leben. Die katholische Kirche ist aber seit Benedikt XVI. geübt darin, Demokratien mit ihren Kompromissen und Mehrheitsentscheidungen mal eben zu einer „Diktatur des Relativismus“ umzudeuten. Auch der diktaturerfahrenere Franziskus hat diese Wendung zitiert. Sehr Papstreuen geht deshalb eine Kampfvokabel wie „Meinungsdictatur“ gläubig über die Lippen. Aber wie kommt eine solche Verachtung für die plurale Demokratie in den Anzeigentext eines Hilfswerks, das es aufgrund seiner Erfahrung mit den Opfern lupenreiner Diktaturen besser wissen müsste?

Schirmherr des Treffens ist Würzburgs Bischof Friedhelm Hofmann, der Kunstsinne im Episkopat. Bei der Neuausgabe des „Gotteslobs“ bewies er Sinn für eine plurale Liedauswahl und legte sich mit Konservativen an. Kaum zu glauben, dass er Meinungsdivergenz als Bedrohung ansieht. Seine Pressestelle antwortet ausweichend auf meine Nachfrage.

Die Geschäftsführerin von „Kirche in Not“ schreibt, meine Frage sei unverständlich. Tatsächlich: Meine Mail an sie enthielt einen Fehler. „Medien-diktatur“ hatte ich geschrieben. „Meinungsdictatur“ müsste es heißen, korrigierte sie mich.

Viele Bischöfe haben sich an den Feiertagen zu Pegida geäußert. Sie distanzieren sich von fremdenfeindlichen Parolen. Doch das ist ein katholisches Hilfswerk sorglos mit einer Pegida-Vokabel wie „Meinungsdictatur“ für sich wirbt, kritisieren sie nicht.

Kürzlich habe ich mir zwei kostenlose Broschüren von „Kirche in Not“ bestellt: einen Glaubenskompass zur Familie, einen zur „Gender-Ideologie“. Das Wort „Gender“ haben verfolgte Christen im Irak sicher noch nie gehört. Wahrscheinlich ist meine Frage wieder unverständlich: Welchem bedrängten Christen helfen solche Heftchen? Die Sehnsucht, in Deutschland Medienmartyrer zu sein, verspottet alle, die wegen ihres Glaubens wirklich in Not sind. *Christiane Florin*

war aus früheren Aussagen zusammengeschustert.

Doch Papst Franziskus setzt Interviews offenbar auch gezielt ein – etwa wenn Dinge nicht in die richtige Richtung laufen. So etwa Anfang Dezember, als er ein Gespräch mit der argentinischen Tageszeitung „La Nación“ nutzte, um einige Botschaften loszuwerden: Nein, der konservative US-Kurienkardinal Raymond Leo Burke sei nicht wegen seiner pointierten kritischen Äußerungen während der Bischofssynode strafversetzt worden. Er habe Burke schon lange vor der Synode den Vorschlag gemacht, von der Spitze des obersten vatikanischen Gerichtshofs zum traditionsbewussten Malteserorden zu wechseln. Und nein, er habe den Kommandanten der Schweizergarde, Daniel Anrig, nicht wegen überzogener Strenge entlassen. Es handle sich um einen „ganz normalen Wechsel“; da gebe es „nichts Merkwürdiges“.

Wenn Franziskus ins Mikrofon sprach, gab es auch 2014 meist etwas zu vermelden. So verriet er bei einer seiner „fliegenden Pressekonferenzen“ auf der Rückreise aus Südkorea im August das Geheimnis, warum er so gelassen gegenüber dem Rummel um seine Person bleibt – und damit vielleicht auch zugleich den Grund für die Direktheit seiner Ansprachen: „Ich weiß, das dauert nur kurze Zeit. Zwei, drei Jahre, dann geht es ins Haus des Herrn.“

Da steht also ein Mann, der in kurzer Zeit möglichst viel verändern will, ohne freilich den Bogen zu überspannen. Dafür sind ihm unkonventionelle Mittel recht – seien es herumstehende Mikrofone oder eine wützige Weihnachtsansprache.

Unter dem Titel „Franz & Friends“ blickt Christ & Welt in den Vatikan.

Santo subito!

ÓSCAR ROMERO Der 1980 in San Salvador ermordete Erzbischof ist zur Ikone des Kampfes für soziale Gerechtigkeit geworden. Spricht der Papst den Befreiungstheologen 2015 selig? Bisher zögerte der Vatikan

Von Astrid Prange

Es war eine prophetische Begegnung. Als Kardinal Jorge Mario Bergoglio beim lateinamerikanischen Bischofsrat im Mai 2007 in Aparecida in Brasilien mit dem Generalvikar Jesús Delgado aus El Salvador zusammentraf, vertraute er ihm einen Wunsch an. „Wenn ich Papst wäre, würde ich Óscar Romero sofort heiligprechen“.

Jesús Delgado atmete durch. Romero, der Erzbischof von San Salvador, wurde am 24. März 1980 während der Messe am Altar von einem Killer erschossen. Seitdem bemühte sich Delgado um dessen Heiligsprechung. „Mein Gott, warum machst du diesen Mann nicht zum Papst?“, betete er nach dieser Begegnung für Bergoglio.

Die Gebete wurden erhört. Am 13. März 2013 wurde Jorge Mario Bergoglio Papst. Der Seligsprechung von Óscar Romero schien nichts mehr im Wege zu stehen. Am 8. September 2014 trat Jesús Delgado in Rom vor die Presse und verkündete: „Die Kirche von El Salvador vertraut darauf, dass Óscar Romero 2015 seliggesprochen wird. Es gibt zwei mögliche Daten: entweder den 24. März, seinen Todestag, oder den 15. August, seinen Geburtstag.“

Romero und immer wieder Romero. Für Lateinamerikas Christen ist er Märtyrer und Kirchenvater, für Papst Franziskus Vorbild und Inspiration. Weltweit gilt Óscar Romero als Ikone für Frieden und Gerechtigkeit. 2011 kniete Präsident Barack Obama am Grabstein des „Bischofs der Armen“. Sogar die Vereinten Nationen widmeten Romero einen Ehrentag. Britische Abgeordnete nominieren ihn für den Friedensnobelpreis.

Nur im Vatikan zweifelte man lange an den Verdiensten des Glaubensbruders aus dem Land, das seinen Namen dem Heiland zu verdanken hat, „El Salvador“. Jetzt, da die Heiligsprechung absehbar scheint, lichten sich in Rom die Nebel aus Verschwiegenheit, Verschwörung und Verblendung. Zum Vorschein kommt eine Geschichte, die zeigt, wie der Kalte Krieg in den Köpfen katholischer Würdenträger wütete.

„Damals war Óscar Romero bei den US-Regierungen nicht beliebt“, erklärt Julian Filochowski, der Vertraute des ermordeten Erzbischofs, im Gespräch mit C&W. „In den USA war man der Meinung, Romero stehe auf der falschen Seite, weil er gegen die Militärjunta in Salvador agierte, die von Washington unterstützt wurde.“ Doch mittlerweile, ist Filochowski sicher, haben sich die Zeiten geändert:

„Obama hat die Eiszeit mit Kuba beendet, und die Angst vor Kommunismus und Befreiungstheologie gibt es nicht mehr.“

Julian Filochowski, Ökonom und Entwicklungsexperte, lernte Óscar Romero in den Siebzigerjahren kennen. Damals war er im Auftrag des Katholischen Instituts für internationale Beziehungen (CIIR) in Zentralamerika unterwegs. Durch die Zusammenarbeit in sozialen Projekten wuchs ein Vertrauensverhältnis. Romero nannte ihn in seinem Tagebuch einen Freund.

Heute setzt Filochowski als Leiter des Romero Trust in London die soziale Arbeit seines Vorbilds fort. Er räumt ein, dass ihn die Verzögerungen bei der Kanonisation Nerven gekostet haben: „Ich war oft frustriert. Seit 35 Jahren setze ich mich dafür ein. Erst habe ich darauf gesetzt, dass er im Jubiläumsjahr 2000 heiliggesprochen würde, dann hoffte ich auf 2005.“

Verantwortlich für die Blockade sind nach Filochowskis Einschätzung weder Papst Johannes Paul II. noch Papst Benedikt XVI. Er sieht lateinamerikanische Kurienkardineale als Romeros Widersacher. Sie hätten Joseph Ratzinger, den Präfekten der Glaubenskongregation, davon überzeugt, die Kirchentreu Romero zu prüfen: „Sie gaben vor, Romeros Predigten stimmten nicht mit der Lehre überein. Sie beschuldigten ihn, unter dem Einfluss einer marxistisch inspirierten Befreiungstheologie zu stehen.“

Filochowskis Erinnerungen kreisen um den kolumbianischen Kurienkardinal Alfonso López Trujillo, einen bekannten Kritiker der Befreiungstheologie. Als Generalsekretär des lateinamerikanischen Bischofsrates Celam versuchte Trujillo von 1972 und 1984, die von den lateinamerikanischen Bischöfen verabschiedete „Option für die Armen“ in der Kirche zu verwässern. Nach seiner Ernennung zum Präsidenten des Päpstlichen Rates für die Familien 1990 soll er im Vatikan Romeros Heiligsprechung bekämpft haben.

So landeten Romeros Predigten und Hirtenbriefe bei der Glaubenskongregation. 2005 schloss diese ihre Arbeit ab. Bedenken an Romeros Glaubens-treue schienen ausgeräumt. Doch es tat sich nichts. Im September 2013 ließ Gerhard Ludwig Müller, der jetzige Präfekt der Glaubenskongregation, die Öffentlichkeit wissen, er habe in Romeros Schriften keinerlei Abweichungen von der Kirchenlehre entdeckt.

Rückblickend hatte der Kalte Krieg in der Kurie verheerende Folgen. Der von den USA unterstützte Kampf gegen eine vermeintlich kommunistische Machtübernahme stürzte El Sal-

vador 1980 in einen blutigen Bürgerkrieg. Das Morden endete erst 1992. Unter den 75 000 Todesopfern befanden sich Hunderte von katholischen Geistlichen. Die politische Spaltung des Landes dauert an. Doch zwölf Jahre nach dem Ende des Bürgerkriegs zeichnet sich langsam eine Normalisierung ab. 2009 gewann bei den Präsidentschaftswahlen erstmals der Kandidat der linken Nationalen Befreiungsfront (FMLN). 2014 zogen die politischen Nachfahren der Guerillakämpfer erneut in den Regierungspalast ein.

Auch im Vatikan verloren die Gegner der Befreiungstheologie an Bedeutung. López Trujillo musste 2005 eine Niederlage einstecken. Trotz seiner Nähe zu Johannes Paul II. ging nicht er als Papst aus dem Konklave hervor, sondern Benedikt. Als dieser dann den amerikanischen Erzbischof William Levada zum Präfekten der Glaubenskongregation ernannte, schrumpfte der Einfluss des Kolumbianers. 2008 verstarb er.

Salvadors Weihbischof und Generalvikar Gregorio Rosa Chávez hofft, dass mit der bevorstehenden Seligsprechung Romeros auch die Aufarbeitung der Bürgerkriegsverbrechen in seiner Heimat in Gang kommt. Es ärgert ihn, dass der Mord an Óscar Romero bis heute nicht aufgeklärt wurde. „Es heißt, wir hätten Frieden geschlossen, es gibt Amnestiegesetze, deshalb seien Ermittlungen sinnlos“, erklärt Chávez, der damals als Rektor des Priesterseminars zu den engsten Vertrauten von Óscar Romero gehörte.

Doch Chávez will sich damit nicht zufriedengeben. Er drängt auf eine Aufarbeitung der jüngsten Geschichte. „Wir wollen, dass der Staat eine Beteiligung an der Ermordung Romeros einräumt, dass die Täter bestraft werden und die Verbrechen des Bürgerkriegs in den Lehrplänen der Schulen vorkommen“, fordert er.

Es könnte sein, dass nun ausgerechnet der Vatikan die Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit vorantreibt. Denn Papst Franziskus hat bereits angekündigt, wen er nach Óscar Romero heiligprechen möchte: Es ist der Jesuitenpater Rutilio Grande García, der am 12. März 1977, also drei Jahre vor Romero, in El Salvador erschossen wurde.

Die Information stammt vom Direktor der katholischen Universität in San Salvador (UCA), José María Tojeira, Jesuit wie Papst Franziskus und Rutilio Grande. Er kündigte im März 2014 vor der einheimischen Presse an, dass die Diözese von San Salvador bald beginnen werde, Dokumente für die Se-

ligsprache zu sammeln. Kommt jetzt unter Papst Franziskus die Ära der lateinamerikanischen Heiligen? Weihbischof Rosa Chávez glaubt, dass die Kirche da viel nachholen muss: „Es gibt so viele anonyme Heilige und Märtyrer, Menschen aus dem Volk, die keiner beachtet. Bei ihnen steht die Kirche in der Schuld“, erklärt er. Der Prozess der Heiligsprechungen im Vatikan müsse sich generell ändern.

Für Óscar Romero war die Ermordung des Jesuitenpaters Rutilio Grande ein Schock. Er brach mit der Hierarchie und stellte der damaligen Militärregierung ein Ultimatum: Entweder der Mord an Rutilio Grande werde aufgeklärt, oder er nehme als Erzbischof an keiner offiziellen Veranstaltung mehr teil. Fortan blieb also der erzbischöfliche Segen für die Militärjunta von El Salvador aus. Nach drei Jahren wurde auch Óscar Romero von Todes-schwadronen hingerichtet. Die Kugel traf ihn, als er mit seiner Gemeinde Kommunion feierte.

Der Retter aus El Salvador

Óscar Arnulfo Romero y Galdámez wurde am 15. August 1917 in Ciudad Barrios in El Salvador geboren. Er machte eine Ausbildung zum Schreiner, bevor er 1931 ins Priesterseminar eintrat. 1942 wurde er in Rom zum Priester geweiht. Romero galt als traditionell und konservativ. Er sympathisierte zeitweilig mit dem Opus Dei. Nach seiner Ernennung zum Weihbischof von San Salvador 1970 war er auch Redakteur von „Orientación“, der konservativen Wochenzeitung des Erzbistums.

Mit wachsenden politischen Spannungen in seiner Heimat änderte sich Romeros politische Position. Ein Schlüsselereignis war die Ermordung des Jesuitenpaters Rutilio Grande einen Monat nach seiner Ernennung zum Erzbischof von San Salvador im Februar 1977. Der Tod seines Freundes brachte Romero zu der Überzeugung, dass die Kirche als „Anwältin der Armen“ agieren müsse.

Romero brach mit der Militärjunta El Salvadors. Sein Einsatz für Menschenrechte und seine Kritik an den Gräueltaten der Soldaten und Todesschwadronen brachten ihm Morddrohungen ein. Am 24. März 1980 wurde er im Gottesdienst erschossen. Einen Monat vor seinem Tod soll er vom damaligen Opus-Dei-Leiter Álvaro del Portillo ein Unterstützungsschreiben erhalten haben. apo



Populär: In El Salvadors Hauptstadt San Salvador spielen Kinder vor einer Wand mit dem Porträt des ermordeten Erzbischofs Romero.